



## Orpheus

Als ich diese Übung angefangen hatte, dachte ich, ich schreib jetzt einfach mal ein paar Absätze, dann wird das erledigt sein.

Am Ende war es dann irgendwie 10 Seiten lang :oops:

Ich poste hier deswegen mal nur einen Teil. Aus dem wird nicht wahrscheinlich nicht wirklich ersichtlich, wie das alles zusammen hängt, und ein Handlungsstrang fehlt komplett, also nicht wundern.

-----  
Lotta schminkt sich vor ihrem antiken Schminkspiegel. Beigefarbenes Make-Up, roter Lippenstift, Wimperntusche, Lidschatten, alle möglichen bunten Döschen mit Stiften, Pinseln, Wattestäbchen werden geöffnet, das Gesicht wird mit jedem Handgriff ein wenig bunter.

Gleichzeitig hält sie das Telefon in der anderen Hand. Sie sagt wenig. „Mhm“ und „Ja“ und „Ach so“ und „Verstehe“. Die andere Stimme indes quasselt unverständlich drauflos, scheint ihre Antworten gar nicht zu benötigen.

Orpheus betrachtet sie stumm. Nur hin und wieder neigt er seinen Kopf zur einen oder anderen Seite, um besser sehen zu können, wo Lotta welches Döschen hin stellt. Die Positionen der Döschen, und auch, was Lotta sagt, prägt er sich ganz genau ein.

Ihre alltägliche Prozedur schließt Lotta mit einem ganz besonders bunten Döschen ab, dessen Inhalt auf ihrem Gesicht keine Farbe hinterlässt. Es ist Orpheus noch nicht gelungen, herauszufinden, wofür sie es eigentlich benutzt. Vielleicht hat es eine Wirkung, die er nicht sehen kann.

Noch immer presst sie das Telefon an ihr Ohr, gibt desinteressiert Antwort, verlässt den Raum, kommt mit ihrer schwarzen Lederhandtasche zurück und schenkt Orpheus einen flüchtigen Blick und ein teilnahmsloses Lächeln.

Er straft sie mit ausdruckslosem Starren.

Schließlich verabschiedet sie sich vom Telefon, legt es vor den Schminkspiegel und verlässt die Wohnung. Von Orpheus verabschiedet sie sich nicht.

Ohne eine Miene zu verziehen, steigt Lotta in ihr Auto und fährt los. Sie nimmt einem Motorradfahrer die Vorfahrt, biegt ohne zu blinken links ab, schneidet beim Spurwechsel einen Kleinwagen – immer im schnellen Wechsel zwischen Gas und Bremse, Gas und Bremse, Gas und Bremse, und ruckartig das Lenkrad nach links und rechts.

Es ist der einzige Gefühlsausdruck, den sie sich erlaubt. Ihr Gesicht ist nicht nur starr von Falten, Schminke und Botox, sondern auch von vielen, vielen Jahren der Erstarrung.

Lotta hat früh gelernt, dass Gefühle nicht dazu da sind, um sie zu spüren. Sie erlaubt sich nur Hass und Arroganz, Hass und Arroganz, Gas, Bremse, und das Lenkrad gefühllos rüber ziehen.

Vor einer Ampel, die gerade erst auf Gelb springt, tritt sie heftig auf die Bremse, um den Hintermann auflaufen zu lassen. Vor der gelben Ampel kommt sie zum Stehen, erst dann schaltet sie auf Rot.

Ein prüfender Blick in den Innenspiegel zeigt ihr, dass der Fahrer wie erwartet aufgeregt gestikuliert. Sie klappt ihre Sonnenblende herunter, schiebt den Spiegel auf, schaut sich selbst in die Augen und verzieht den faltigen Mund zu einem verbitterten Lächeln.

An der nächsten Ampel steht sie neben einem Polizeiwagen.

Sie sieht zu den zwei Polizisten herüber. Der Fahrer sieht ihr direkt in die Augen.

Herausfordernd hält sie Augenkontakt.

Heinz starrt zurück. So eine hässliche, abgemagerte Fratze hat er schon lange nicht mehr gesehen. Die arrogante reiche Tussi erinnert ihn direkt an seine Urgroßmutter. Pelzmantel, Dauerwelle, blond gefärbte weiße Haare, die beiden hätten Zwillingsgeschwister sein können, wenn seine Urgroßmutter nicht mindestens vierzig



## Orpheus

Jahre älter gewesen wäre.

Irgendwas an ihr erinnert ihn aber auch an seine Frau, er weiß nur nicht genau, was, und kann es sich nicht erklären, denn seine Frau ist hübsch, aber dieses arrogante...

„Ja, fahr doch weiter!“ mault Karl mit vollem Mund. „Grüner wird's nicht!“

Heinz wendet sich ab und fährt weiter.

Die olle Schrulle steht noch immer vor der grünen Ampel, als hinter ihr das Hupkonzert los geht. Heinz lacht sich ins Fäustchen.

„Jetzt zum Bahnhof?“ fragt er, wie jeden Tag. „Himmelarsch, merk's dir doch endlich!“ antwortet Karl, wie jeden Tag.

Im Berufsverkehr dauert die Strecke von ein paar hundert Metern fast zehn Minuten. Genug Zeit für Karl, sein belegtes Brötchen, seine zwei Butterbrezeln, seinen Krapfen und seine Schneckennudel zu verschlingen, wie jeden Tag. Seinem Bauch sieht man die zuckerreichen Mahlzeiten direkt an.

„Ich hab so einen mordsmäßigen Brand“, lamentiert er.

Heinz schaut ihn kurz an und sieht deshalb nicht den Fahrradfahrer, der beim Überqueren der Straße wenige Meter vor ihm eine Vollbremsung hin legt und die Windschutzscheibe des Polizeiautos entschlossen fixiert.

Erst im allerletzten Moment, als Heinz sich gerade wieder nach vorn dreht, einen riesigen Schrecken bekommt, voll auf die Bremse tritt und genau weiß, dass das nie reichen wird, rettet der Radfahrer sich und sein Fahrrad mit einem ungeschickten Tritt in das rechte Pedal aus der Schussbahn, um auf der Gegenspur zu stürzen.

Noch immer unter Schock stehend kommt Heinz zum Stehen, Karl würgt einen großen Bissen Krapfen seinen Rachen herunter, an dem er sich fast verschluckt hat, und will sich beschweren, aber Heinz hat schon den Warnblinker angeschaltet, sich abgeschnallt und die Wagentüre geöffnet.

Verärgert beobachtet Karl, wie sein unfähiger Kollege dem gestürzten Radfahrer auf die Beine helfen will, der ein Geschrei anfängt, als wolle Heinz ihn aufspießen.

„Ihr werdet mich nie in die Folterkammer kriegen! Ihr werdet mich nie in die Folterkammer kriegen!“ kreischt der junge Mann, krabbelt unter seinem Fahrrad hervor und stellt sich breitbeinig, mit zu Fäusten geballten Händen, vor Karl, um noch einmal zu brüllen: „Ich lass mich von euch nicht mehr foltern!“

Dann rennt er weg.

Das Fahrrad lässt er einfach liegen.

Kopfschüttelnd schaut Heinz ihm hinterher. Die in Schrittgeschwindigkeit ankommenden Pkw halten ordnungsgemäß, ohne zu hupen, vor ihm an.

Was für eine Erniedrigung, denkt Heinz, jetzt muss ich schon Fahrräder von der Straße schieben.

Zur Strafe lässt er den Lenker des Fahrrades, das keinen Seitenständer hat, in einen Hundehaufen auf dem Gehsteig fallen.

Jérémy rennt so schnell er kann nach Hause. Als er ankommt, sticht jeder Atemzug in seiner Lunge.

Hektisch schließt er die Haustür auf, rennt die Treppen runter in seine Kellerwohnung, schließt seine Wohnung auf, schaut sich noch einmal um – das Treppenhaus ist leer –, lauscht angestrengt – keine ungewöhnlichen Geräusche zu hören – und drückt sich wie eine Katze in seine Wohnung.

Er schließt die Tür zweimal ab.

Er schiebt den Riegel vor.

Er schiebt den anderen Riegel vor.

Er hängt die Türkette ein.

Er nimmt die Eisenstange, die hinter der Tür an der Wand stand, und klemmt sie schräg unter die Klinke.

Erst jetzt fällt die Anspannung sichtlich von ihm ab.

Ohne das Licht einzuschalten, macht er den routinemäßigen Kontrollgang durch seine Zwei-Zimmer-Wohnung. Dazu zieht er aus seiner Hosentasche eine winzige Taschenlampe.



## Orpheus

Das Fenster unter der niedrigen Decke des Wohnzimmers ist mit einem massiven Metallgitter verschlossen. Zwischen Metallgitter und Scheibe klemmt ein Stück Pappe.

Er rüttelt am Metallgitter. Er kontrolliert den Putz um das Metallgitter.

Auf die gleiche Weise überprüft er die Fenster in Küche und Schlafzimmer. Im Badezimmer gibt es kein Fenster. Er kontrolliert Zimmerdecken, Fußböden – er hat keine Teppiche – sowie Steckdosen, Deckenlampen, Abflüsse und den Lüftungskanal im Badezimmer.

Der Lüftungskanal beunruhigt ihn. Er ist nur mit einem Plastikgitter bedeckt. Hier würde er sich noch etwas überlegen müssen.

In der Zwischenzeit schaut Orpheus trüb aus dem Fenster. Obwohl Lotta ihm alles bereit gestellt hat, will er nichts essen oder trinken.

Düstere, regenschwangere Wolken ziehen an ihm vorüber. Sie hängen tief.

Wenn er aus dem Fenster springen würde – könnte er danach bis zu den Wolken fliegen?

Er denkt an Zoe. Seine wunderschöne Zoe, die irgendwann aus seinem Leben verschwunden war, ohne sich zu verabschieden. Er erinnert sich an die dunkle Zeit.

Jeden Tag hat er ihren Namen gerufen. Stundenlang. Lotta hat ihm gesagt, er solle aufhören, darüber nachzudenken. Aber Lotta denkt ja immer, sie wüsste alles besser.

Er widerspricht ihr nie. Deshalb hat sie ihn behalten. Als ihren persönlichen Diener, der sich von ihr alles sagen lassen muss. Orpheus hat nie gelernt, zu widersprechen. Er lässt sich alles von ihr sagen, nur ganz tief hinten in seinem Kopf weiß er, dass sie Unrecht hat.

Aber weil er sich alles von ihr befehlen lässt, hat er aufgehört, nach Zoe zu rufen. Er ist von Lotta abhängig, sie verpflegt ihn, gibt ihm einen warmen Schlafplatz. Ein goldener Käfig, in dem Orpheus gefangen ist.

Jeden Tag muss er für Lotta da sein, Lotta hier, Lotta da, immer nur Lotta, und er hat überhaupt nichts zu melden, es geht nie um ihn oder um das, was er sich wünscht.

„Sei froh, dass du nicht arbeiten musst“, sagt Lotta immer zu ihm. Sie denkt wirklich, es würde ihm gefallen, jeden Tag in diesem grässlichen Appartement festzusitzen!

Lotta jedoch denkt überhaupt nicht an Orpheus.

In ihrem Büro in der Stadtmitte erledigt sie alles, was eine ehemals erfolgreiche Geschäftsfrau erledigen muss: Sie kümmert sich um ihr Geld.

Sie tätigt Anrufe, schreibt Briefe, E-Mails, überprüft ihre Konten, Depots, Aktien, Kredite; sie macht einen Termin mit dem Frisör, bucht einen Luxusurlaub auf Hawaii und sucht sich im Internet ein neues Auto aus.

Erst, als sie all das erledigt hat, zieht sie aus ihrer schwarzen Handtasche ihren kleinen Notizblock.

Auf der ersten Seite steht: „Martina anrufen“.

Lange schaut sie nur auf den Notizblock, wirkt wie in der Bewegung eingefroren, blinzelt nicht einmal. Ihr Schutzschild aus Hass und Arroganz bleibt für einen Moment zu bröckeln und weicht blinder Erstarrung, doch nach einigen Sekunden hat sie sich wieder gefangen, legt den Notizblock hinter die Tastatur und entscheidet sich dafür, zuerst noch den Kunsthändler anzurufen und ihm zu sagen, was mit seiner Provision passieren würde, wenn er das Gemälde nicht binnen der nächsten sieben Tage zu ihr brächte.

Oder mit seiner finanziellen Existenz.

Jérémie hat über Geld schon lange nicht mehr nachgedacht. Sein Leben dreht sich einzig und allein um seine eigene Sicherheit.

Heute hat es nicht gereicht, die Wohnung einmal zu kontrollieren.

Er hat mehrmals kontrolliert. Genauer.

Die Knie seiner Jeanshose sind zerschissen, weil er stundenlang auf dem Boden herum gekrabbelt ist.

Auf der kleinen Werkbank in seinem Schlafzimmer hat er aus dem großen Metallgitter ein kleines Stück



## Orpheus

ausgesägt, das genau auf den Lüftungsschacht an der Badezimmerdecke passt. Er hat einen Metallrahmen dafür gebaut. Er muss jetzt nur noch zu Joël und es zusammen schweißen.

Er weiß, dass er schnell handeln muss. Die Gefahr ist groß.

Die Polizei –

isst beim Burger King zu Mittag.

Karl trieft die Soße seines dritten Burgers das Kinn herunter. Den Literbecher Cola hat er schon zum zweiten Mal wieder nachgefüllt. „Mann, ich hab so 'nen Brand“, hat er dabei gesagt.

Eigentlich will Heinz gar nicht wissen, wo Karl das alles hinein stopft. Zugegeben, sein Bauch ist groß. Aber Karl selbst ist sehr klein.

Seit er ihn kennt, weiß Heinz genau, warum manche Leute über Polizisten lachen. In der Uniform sieht Karl nämlich genau so aus wie ein fetter grüner Zwerg mit einer viel zu großen Mütze.

Da helfen auch Polizeifunkgerät und Pistole überhaupt nicht.

„Wenn du mal weniger Zucker fressen würdest, hättest du auch nicht so 'nen Durst“, erklärt Heinz. „Du wirst bestimmt irgendwann noch zuckerkrank.“

Karl schnaubt abfällig und beginnt mit der ersten großen Packung Pommes Frites.

Hinter ihnen tuscheln ein paar Jugendliche. Witze werden gemacht, die Heinz zwar hört, aber offiziell überhört.

Er will vermeiden, dass Karl ihm noch einmal vorwirft, sich unnötig Stress an die Backe zu holen. Der Vortrag heute Morgen auf dem Weg zum Bahnhof war nervenaufreibend genug gewesen. Am liebsten hätte er Karls verbleibende Schneckenudel, die drei Bäckertüten, die Servietten und den Pappteller zusammen genommen und in sein geiferndes Maul gestopft, nur damit er endlich mal die Schnauze hält.

Es ist ein Wunder, denkt Heinz, dass Karl sich mit der Soße und dem Ketchup nicht vollends eingesaut hat. Aber das hat er scheinbar gelernt in fünfunddreißig Jahren Streifendienst.

Jérémy bereitet sich vor.

Er nimmt das größte Küchenmesser, das er hat – immerhin stolze sieben Zentimeter Klinge – und steckt es in das eigens dafür gedachte Lederholster, und das Ganze dann in die Hosentasche, wo man es nur noch als Abdruck sieht. Als Alibi klemmt er noch zwei Kugelschreiber dazu.

An seinem Rucksack befestigt er das Laserschwert aus Plastik.

Der siebzehner Schraubenschlüssel kommt in die Jackentasche, der Notizblock in die Gesäßtasche.

Zielstrebig eilt er zur Wohnungstür, nimmt die Eisenstange von der Klinke, hängt die Kette aus, schiebt die beiden Riegel zurück, schließt auf, öffnet die Tür und kontrolliert akribisch den Bereich vor dem Ausgang, bevor er die Tür hinter sich schließt.

Nachdem er überprüft hat, ob die Tür unversehrt geblieben ist, klebt er ganz oben einen kurzen Streifen Klebeband neben eine ganz bestimmte Kerbe in der Tür.

Dann schleicht er sich aus dem Haus.

*Diskutieren Sie [hier](#) online mit!*